

gumentation an der erforderlichen Substanz mangelt. Elementare Probleme, wie die augenfällige Verbindung von Stele und Grabhügel oder die anikonischen Stelen als potentiell symbolhaftem Ersatz für Figuralstelen, werden nicht weiter diskutiert, auch nicht in Verbindung und im Vergleich mit anderen Kulturentwicklungen. Daß das Ergebnis einer autochthonen Entwicklung des Brauchtums infolge eines nebulösen, quasi genetisch bedingten Elementargedankens der Menschheit sich letztlich auch für die Autorin als nicht sehr zufriedenstellend erweist, zeigt ihr Hinweis auf mögliche externe Anregungen. Diesem Problem jedoch nachzugehen, bildete nach der zweifellos mühevollen und dankenswerten Detailarbeit der Materialsuche und Quellenzusammenstellung eine Chance und Herausforderung, die Raßhofer zu nutzen versäumte. Mit der Veröffentlichung dieser Arbeitsgrundlage ergeben sich indes nunmehr Optionen für weitere Studien, denn obwohl man zu Beginn der Hallstattzeit aufgrund älterer einschlägiger Erscheinungen im Grabkult von einer grundsätzlich positiven Disposition gegenüber dem Errichten von Stelen auf Grabhügeln ausgehen muß, läßt sich dadurch noch nicht die sprunghafte und flächenhafte Diffusion dieses Brauchtums (wie auch vieler anderer kultureller Erscheinungen zu dieser Zeit) in Mitteleuropa hinreichend begründen. Trotz mehrerer Beiträge zu potentiellen überregionalen Zusammenhängen und Abhängigkeiten erweist sich auch die Problematik zu Ursprung, Genese und Ausbreitung noch nicht zur Genüge abgeklärt. Zunächst bleibt jedoch – da Verf. sich nur auf den süddeutschen Raum beschränkt – gleichermaßen eine Aufarbeitung einschlägiger Befunde in den angrenzenden mittel- sowie südost-, ost- und südeuropäischen Gebieten erforderlich. Auf neuere Arbeiten mit interessanten Aspekten zur Deutung einschlägigen Brauchtums (z. B. N. HIMMELMANN über griechische Stelen: *Antike Welt* 30, 1999, 21–30 oder O.-H. FREY über italische Stelen u. a.: *Germania* 77, 1999, 784–789) weiter einzugehen, würde jedoch in diesem limitierten Rahmen zu weit führen.

D-22587 Hamburg
Strandtreppe 14a

Peter F. Stary

FERNANDO QUESADA SANZ, El armamento ibérico. Estudio tipológico, geográfico, funcinal, social y simbólico de las armas en la Cultura Ibérica (siglos VI–I a. C.). Monographies Instrumentum 3. Éditions Monique Mergoïl, Montagnac 1997. FRF 800,— (€ 121,96). ISSN 1278-3846, ISBN 2-907303-09-0 (Band 1), 2-907303-10-4 (Band 2). XXII, 962 Seiten mit 356 Textabbildungen und 16 Fototafeln.

Die Untersuchung von Fernando Quesada Sanz bildet die überarbeitete Fassung einer 1991 an der Universität Madrid eingereichten Dissertation. Das Anliegen dieses gleichermaßen umfangreichen wie schwergewichtigen Werkes wird in Teil I, Kap. I (S. 13) in einem dem anspruchsvollen Titel würdigen Programm vorgestellt. Kern der Arbeit ist danach die typologische und darauf aufbauend die chronologische und chorologische Gliederung der iberischen Waffen, ergänzt durch Untersuchungen zur Kampftaktik, vor allem unter Bezug auf antike Quellen, zum Symbolgehalt und zu rituellen Aspekten, zum sozialen und militärischen Hintergrund sowie zu Fremdeinflüssen und regionalen Ausprägungen bei der Entwicklung der verschiedenen Waffenformen – auch im Vergleich zur sog. keltiberischen Bewaffnung. Überlegungen zu künftigen Aufgaben der Forschung schließen die Untersuchung ab.

Eine Erläuterung der geographischen Abgrenzung (die NO-, SO- und SW-Quadranten der Halbinsel mit dem Wirkungs- und Einflußgebiet der Iberer im allgemeinen; die NO-, O-, SO- und S-Peripherie mit dem eigentlichen Kern- und Siedlungsraum der Iberer im besonderen), der zeitlichen Abgrenzung (im wesentlichen von der Mitte des 6. bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. = Segunda Edad del Hierro), der Quellengrundlagen sowie der mit ihnen verbundenen Probleme (Waffenfunde, mehrheitlich aus der Mitte des 5. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts; dagegen bildliche Darstellungen und schriftlichen Überlieferungen nur aus jüngerer Zeit) leitet über zu Teil I, Kap. II über die Forschungsgeschichte und den Forschungsstand. Diese Übersicht zeichnet die Aufarbeitung der eisenzeitlichen Bewaffnungsentwicklung in Südwesteuropa, in Teilen des mediterranen Raumes (Griechenland, Italien, Römische Republik, Karthago) sowie in der keltischen Welt nach. Die Zusammenstellung erweist sich jedoch nur für die Iberische Halbinsel als vollständig, während man bei anderen Kulturbereichen wesentliche Beiträge vermißt (auch wird der für die Pyrenäenhalbinsel nicht unwesentliche Vorderer Orient gänzlich ausgeklammert). Freilich kann der Versuch, die Forschungsgeschichte eines mehr als ein halbes Jahrtausend umfassenden Zeitraumes für weite Teile des Mittelmeerraumes auf knapp 20 Seiten zusammenzufassen, nur in einem kurz kommentierten Resümee entsprechender Beiträge resultieren.

Teil II ist mit „Angriffswaffen“ überschrieben und beginnt mit dem Kapitel über die „Falcata“, eines im iberischen Kampfeswesen wichtigen, einschneidigen Hiebschwertes, dessen Herkunft jedoch noch nicht hinreichend geklärt ist und das ab Mitte des 1. Jahrtausends – bevorzugt als Reiterwaffe – auch bei Griechen (hier als *machaira* oder *kopis* bezeichnet) und Etruskern eingesetzt wurde. Folgerichtig findet sich eine detaillierte Forschungsgeschichte mit Beiträgen zu dieser Waffe von der Antike bis zur Gegenwart. Es folgen eine Untersuchung der archäologischen Quellen (Schwertfunde und Schwertdarstellungen), der regionalen Anteile am Schwertaufkommen, der Verbreitung und Fundkonzentrationen, eine typologische und chronologische Klassifizierung und Entwicklungsreihe sowie die Maße und der technische Aufbau (Klingenquerschnitte, Konstruktion, Scheidenaufbau, Tauschverzierungen etc.). Ein wichtiger, aber auch problematischer Unterabschnitt (Kap. III.6) ist der Frage der Herkunft der Falcata/*machaira* gewidmet, die schließlich in einem komplexen, vom griechisch-balkanischen Raum ausgehenden und in das italische, iberische und pontische Gebiet verlaufenden Ausbreitungsmodell gelöst wird (S. 158 Fig. 88; 160 Fig. 90). In etwas ungewöhnlicher Vorgehensweise erscheinen allerdings sämtliche einschlägigen Formen einschneidiger Blankwaffen unbedenklich und undifferenziert in ein typologisches Schema gepreßt, ohne weitere kulturelle Zusammenhänge als zusätzliches Indiz und Kriterium heranzuziehen. Es würde hier zu weit führen, plausible Alternativansätze zu diesem Diffusionskonzept darzulegen – nicht zuletzt angesichts deutlicher Überlieferungs- und Aufarbeitungsdefizite in einigen diese Problematik betreffenden Gebieten, die von Globallösungen abhalten sollten. Es sei jedoch zumindest auf eine weitere Gruppe solcher einschneidiger Hiebschwerter im Vorderen Orient und in angrenzenden Bereichen hingewiesen, die Verf. weitgehend außer Betracht läßt.

Überregionale Aspekte der Falcata, Symbolformen (wie für den Kampf ungeeignete Funde aus Gräbern, Miniaturvotive aus Heiligtümern oder reich dekorierte Status- und Rangabzeichen), einschlägige Funktionen der formähnlichen *machaira* in Griechenland und Italien sowie Überlegungen zum Einsatz dieser Waffe im Kampf beschließen das Kapitel.

In entsprechender Weise, obschon weniger ausführlich, werden in Kap. IV die geraden, zweischneidigen Schwerter und Dolche behandelt. Es sind dies die zu Beginn der Eisenzeit aufkommenden, unter ostmediterranean Einfluß stehenden Frontón-Schwerter, die Antennenschwerter, die von Kelten eingeführten Latène-Schwerter und ihre peninsularen Derivate, die

Antennendolche und die Dolche Typ Monte Bernorio-Miraveche. Kap.V behandelt die geschäfteten Angriffswaffen (Lanzen), d.h. die *soliferrea* (gänzlich aus Eisen gefertigte, auf kürzere Distanz eingesetzte Wurflanzen), die herkunftsmäßig umstrittenen *pila*, unterschiedliche Wurf- und Stoßlanzentypen sowie *saurotere* (Lanzenschuhe).

Die Wiedergaben von Bögen auf Stelen der ausgehenden Bronzezeit im Südwesten der Halbinsel bilden in Kap.VI den Ausgangspunkt für eine umfassende Besprechung von Pfeil und Bogen sowie von Schleudern. Pfeilspitzen liegen aus der Vorrömischen Eisenzeit überwiegend aus Siedlungen vor, darunter immer wieder auch Formen ursprünglich ostmediterraner Provenienz. Eine sehr effektive, durch Projektilfunde aus Siedlungen allerdings nur sporadisch nachgewiesene Gattung von Fernwaffen bildet die Schleuder, für deren Kampfeinsatz vor allem die Balearer berühmt und berüchtigt wurden. Die wenigen Belege von Bögen und Pfeilen sowie von Schleudern führt Quesada zu Recht auf eine Beschränkung solcher Rüstungsteile auf „unterste“ Kriegerschichten zurück, die eine zu geringe Beachtung, Berücksichtigung und Dokumentierung sowohl in Gräbern als auch in bildlichen Darstellungen – wo sich vornehmlich die Führungsschicht manifestierte – fanden. Anzuführen bleibt, daß wir es hier in der Regel mit Waffenformen aus überwiegend vergänglichem oder – wie bei den Schleudersteinen – schwer nachweisbarem Material und somit auch mit einem Problem der Quellenüberlieferung zu tun haben.

Kap.VII befaßt sich mit den Schilden als sog. aktiven Schutzwaffen. Es werden die charakteristischen Rundschilde mit Mittelbuckel und -fessel (die sog. *caetra ibérica*) z.T. mit detaillierten Konstruktionszeichnungen zum Aufbau der Schilde (Fig.286; 287) sowie komplexen Entwicklungsreihen zu den Schildfessel- und -buckelformen (Fig.290; 295; 296; 298) behandelt; dazu werden Verbreitungskarten (Fig.293; 297; 299) vorgelegt. Ähnlich wird als zweite große Schildgruppe der Langschild mit Spindelbuckel (häufig mit flügelartigem Querbeschlag) keltischer Herkunft (das *scutum*) vorgestellt, wobei angesichts immer noch mangelhafter chronologischer und typologischer Ordnung iberischen Eisenzeitmaterials zu hoffen bleibt, daß die hier aufgestellten Entwicklungsreihen künftiger Überprüfung standhalten können.

Kap.VIII ist den sog. passiven Schutzwaffen gewidmet, neben den einheimisch-iberischen Helmen (den verbreiteten Formen mit wellenförmiger Kammzier) vor allem auch einem anderen eingeführten Typus, den Knaufhelmen (in der Literatur auch umständlich als konische Helme mit Scheitelknauf bezeichnet), die ursprünglich wohl durch Kelten und später in Form weiterentwickelter italischer Varianten vor allem durch die Römer auf die Halbinsel vermittelt wurden. Das Kapitel wird mit einer Betrachtung von Herzpanzern und Beinschienen abgeschlossen.

Teil IV (= Kap. IX) versucht unter der Überschrift „La panoplia ibérica“ aus den vorangegangenen Erörterungen eine Synthese zu einem weiteren, daraus folgenden zentralen Bereich, der Waffenkombination bzw. Bewaffnung oder Rüstung. Eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Aspekte zu den einzelnen besprochenen Angriffs- und Schutzwaffenformen bildet die Grundlage für eine Rekonstruktion der Waffen- und Rüstungsentwicklung zwischen dem 6. und 1. Jahrhundert v. Chr. im Osten, Südosten und Süden der Halbinsel (Waffenentwicklung S.607 Fig.337), die in fünf Evolutionsphasen gegliedert wird:

1. La fase formativa (7. bis Ende 6. Jahrhundert).
2. La fase antigua de la panoplia ibérica („fase aristocrática“; Ende 6. bis Ende 5. Jahrhundert).
3. La fase plena („panoplia generalizada“; frühes 4. bis letztes Drittel 3. Jahrhundert).
4. La fase avanzada („panoplia renovada“; letztes Drittel 3. bis frühes 1. Jahrhundert).
5. La fase final („panoplia romanizada“; 1. Jahrhundert v. Chr.).

Vermeintlich lebensnahe Kriegerbildnisse vermögen dabei zwar eine pittoreske, jedoch nur

äußerst ausschnittshafte Vorstellung des sehr differenzierten Rüstungsrepertoires zu vermitteln (Fig. 338–340). Problematischer erscheint hingegen, daß mit diesem (obschon eindrucksvollen) Entwicklungsschema das Bild fein säuberlich voneinander getrennter, sich in Waffenformen und Rüstungen periodisch ablösender Bewaffnungshorizonte vermittelt wird, welches sich nach der gegenwärtig verfügbaren Quellenlage kaum nachvollziehen oder rechtfertigen läßt. Unterschiedliche Waffenformen scheinen über längere Zeit parallel in Verwendung gewesen und fremde Rüstungselemente dabei immer wieder integriert worden zu sein: ein kontinuierlicher Prozeß, der zu starker kompositorischer Differenzierung und regionaler Aufsplitterung in den Bewaffnungen führte, wie ja Verf. auch selber teilweise einräumt (dazu etwa S. 619 Fig. 341 oder der Abschnitt über die regionale Gliederung S. 622–626). Zu Recht wendet er sich andererseits gegen die in der spanischen Forschung kursierenden Vorstellungen einer generell stark keltisch geprägten iberischen Bewaffnung und räumt nur geringe Latène-Einflüsse ein. Waffen als Beigaben im Grabzusammenhang bilden den Abschluß der Untersuchung: Ihre Rolle und Funktion als Statusabzeichen und Indikator für Reichtum, ihre wechselnden Anteile in den Gräbern einzelner Nekropolen und Regionen, geschlechtsspezifische Aspekte (Waffen vor allem in Männer-, gelegentlich in Kinder-, selten in Frauengräbern), Waffenbeigaben mit Amulettcharakter zum Schutz der Toten (durch Lageverhältnisse), die absichtliche Zerstörung (besonders durch Verbiegen) von Waffen als intentionelle, kultisch bedingte Handlung und ihre potentiellen Hintergründe, Waffenkombinationen und ihre mengenmäßigen Anteile sowie das Verschwinden der Waffenbeigaben in späten Gräbern (einhergehend mit dem generellen Rückgang von Beigaben seit der römischen Besetzung) werden behandelt. Quesada folgert, daß Waffenbeigaben vor allem als Symbole und Kennzeichen sozialen Ranges, individuellen Freiheitsgrades und persönlichen Besitzstandes sowie obligatorischer Grabvorschriften zu verstehen wären, jedoch gleichermaßen als Reflex kursierender Waffenrüstungen und praktizierter Kampftaktiken und daher durchaus geeignet für eine Untersuchung iberischer Kampfweisen. Damit leitet Quesada zur Frage des Militärwesens in der iberischen Welt über, für die er ein weiteres Entwicklungsschema aufstellt:

1. La fase antigua de la panoplia ibérica: el combate de campeones (Kriegshelden und Heroen; 6. bis 5. Jahrhundert);
2. La fase plena del armamento ibérico: la lucha en formación (4. bis Ende 3. Jahrhundert);
3. A partir de las Guerras Púnicas: guerreros en conflictos de soldados.

Für die erste Phase wird ein heroisches Zeitalter archaischen Kampfeswesens und heldenhafter aristokratischer Kombattanten homerischer Prägung in Begleitung rangniedrigerer Gefolgsleute und Waffengefährten rekonstruiert. In der folgenden Phase, der sog. ausgebildeten iberischen Bewaffnung, schließt Quesada auf einen Übergang zu komplexeren, strukturierteren Taktiken, auf Formationskampf nach alter mediterraner Tradition, d. h. in nach Orten, Klans oder Stämmen locker gegliederten Schlachtreihen. Für die Spätphase (seit den Punischen Kriegen) werden vornehmlich nach antiken Quellen überlegene mobile Kampfweisen und Strategien postuliert.

Abschließend gibt Verf. künftiger Forschung die elementaren Richtlinien vor. Dazu zählen ständige Aktualisierung durch neues Fundmaterial, Vertiefung der typologischen Analyse, technologische Untersuchungen an Waffen, anthropologische und metallurgische Analysen, Studien zur Bedeutung des Pferdes in der iberischen Kultur (in Vorbereitung), zur rituellen Deponierung von Waffen und anderer Beigaben in Gräbern, zur Ikonographie sowie zu den antiken Überlieferungen. Angeschlossen sind eine umfangreiche Bibliographie, sechs Anhänge (Kataloge der Fundorte mit Kurzbeschreibungen und der Waffenkombinationen in Gräbern, Listen der Waffenformen, Skulpturen und bemalten Gefäße mit Krieger- und Waffendar-

stellungen sowie ein 20-seitiger Abbildungsteil mit Zeichnungen bemalter Gefäße) und 16 Fotografien mit Wiedergaben von Originalwaffen und Kriegerdarstellungen.

Quesada legt in seiner Untersuchung eine beachtliche Sammlung sehr heterogenen Quellenmaterials vor, das er trotz seiner Fülle und Vielfalt souverän zu handhaben und zu bewältigen versteht. Ob in mancherlei Hinsicht durch Herauslösung einzelner untergeordneter Aspekte und Detailprobleme sowie teils auch weniger wichtig erscheinender Einzelabschnitte eine stärkere Straffung sinnvoll gewesen wäre, mag eine Frage individueller Anschauung sein. Generell kann auch eine zu umfangreiche Vorlage von Informationen nur von Vorteil sein, auch wenn sie notgedrungen zu Lasten „einer Lesbarkeit und Verdaulichkeit“ der Lektüre gehen mag.

Weitere detaillierte Register und Verzeichnisse mit Seitenhinweisen (etwa mit Stichwörtern, Ortsnamen, Zitaten antiker Quellen etc.) hätten sicherlich gute Dienste geleistet und solche Defizite ausgeglichen, obwohl ein sehr differenziertes Inhaltsverzeichnis von über sieben Seiten vieles gutmacht.

Auf sämtliche Aspekte dieser voluminösen Studie einzugehen, liegt naturgemäß außerhalb der Möglichkeit und auch des Anliegens dieser Besprechung, die sich zwangsläufig schon größtenteils auf eine Inhaltsbeschreibung konzentrieren muß. Vorbehalte scheinen vor allem bezüglich einiger vorschneller und schwer nachvollziehbarer Beurteilungen und Schlußfolgerungen angebracht, wie sie zum Teil bereits angesprochen wurden. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt zweifellos auf den Waffenformen, die intensiv und ausführlich auf annähernd 550 Seiten behandelt und mit Konstruktionsplänen, Typentabellen und Verbreitungskarten illustriert werden; die eigentliche Bewaffnung nur auf etwa 30 und die Kampftaktik auf knapp zehn Seiten. Obwohl eine derartige Ungleichgewichtung eine logische Folge der Quellenlage und der daraus resultierenden Analyse- und Aussageoptionen bildet, hätte man angesichts der großen Menge des Quellenmaterials und des umfänglichen analytischen Waffenabschnittes wohl längere Ausführungen der eigentlichen synthetischen Themenkomplexe erwartet, zumal die Vorlage nacheinander abfolgender Phasen von Bewaffnungen und Kampftaktiken etwas abrupt und überraschend erfolgt. Sicherlich zeichnet die Evolution der Waffenformen gewisse Entwicklungen in den Bewaffnungen und Kampfweisen nach, nach den Relikten der Militaria aber wohl fließender, als im Konzept von Quesada manifestiert. Seine inhaltliche Deutung des zugrundeliegenden Prozesses (vom elitären Einzelkämpfer mit Individualrüstung zu mehr reglementierter Kampfordnung mit standardisierter Bewaffnung) erinnert an einschlägige militärische Vorgänge östlicher angesiedelter Hochkulturen des Mittelmeeres, wo sich allerdings die Zeugnisse solcher Entwicklungen als eindeutiger erweisen. Die Übertragung dieses Schemas auch auf iberische Verhältnisse mag naheliegen, erscheint jedoch gewagt, zumindest jedoch verfrüht, da aus der archäologischen Hinterlassenschaft (antike Quellen liegen in dieser Phase noch nicht vor) bisher nicht klar ableitbar. Natürlich mußte die Nachbarschaft zu den in der Regel mehr oder weniger stark organisiert und geplant agierenden Griechen und Italikern an den Mittelmeerküsten bis zu einem gewissen Grad auch auf das Kampfeswesen der Iberer reflektieren. Belege für entsprechende Adaptionen sind jedoch kaum festzustellen, nur vereinzelt in den Waffenformen und so gut wie nie in den Kampfweisen, will man den diesbezüglich besonders relevanten bildlichen Darstellungen folgen, die in den raren Fällen reglementierter Kampfordnung eher nichtiberische Kriegerscharen wiederzugeben scheinen. Die schriftlichen Überlieferungen sprechen mehr für gegenläufige Anpassungstrends. Hingegen deutet vieles auf eine Überlegenheit der Kriegsführung durch vergleichsweise leichte Rüstungen und bewegliche Kampfaktiken hin, die den Iberern trotz wiederholter Vorstöße und auch längerer Präsenzen von Fremdvölkern bis zu den Punischen Kriegen und darüber hinaus eine relative Freiheit und Unabhängigkeit gewährleisteten, besonders durch taktische Verknüpfung mit einer hochentwickelten, flexibel

operierenden Kavallerie, die Verf. völlig unberücksichtigt läßt. Andererseits mußten die gravierenden kulturellen Vorgänge, wie sie besonders seit Mitte des 1. Jahrtausends in der iberischen Zivilisation mit einem – zweifelsohne mediterran stimulierten – Urbanisierungsvorgang einhergingen, gleichermaßen Konsequenzen für die Entwicklung des Militärsystems nach sich ziehen, durch Abkehr von lokalen, einfacher organisierten Kampfverbänden unter dezentraler Führung zu strukturierteren, größeren Heereskontingenten unter einheitlichem Kommando – in einem Vorgang, der auch von der Ausbildung standardisierter Taktiken und Strategien begleitet gewesen sein mußte. Solche Überlegungen bleiben jedoch bislang weitgehend Planspiele und lassen sich kaum aus den verfügbaren Quellen ableiten. Die Effektivität iberischen Kampfeswesens (wie auch vieler anderer Völker der Halbinsel) beruhte auf den drei Kriterien Leichtigkeit der Bewaffnungen, Beweglichkeit der Kriegsführung und ihre taktische Verknüpfung mit einer hochentwickelten Reiterei: eine offenbar optimale Synthese der antiken Militärstrategie, die mit ihrer teils guerillahaften Vorgehensweise sämtliche hochentwickelten, mehr oder weniger reglementierten Invasionsheere in Bedrängnis brachte (nicht nur auf der Iberischen Halbinsel, sondern auch vergleichbar operierende Völker des Pontusgebiets und des Vorderen Orients im Osten des mediterranen Raumes).

Diese Militärtaktik war einer der Gründe für den langwierigen Unterwerfungsprozeß auf dem südwesteuropäischen Subkontinent, der sich mehr als ein halbes Jahrtausend hinzog. Griechische und römische Militärs erkannten besonders seit Mitte des Jahrtausends die Mängel überkommener, letztlich in der griechischen Phalanx wurzelnder, hochstandardisierter und durchorganisierter Kampfweise und bemühten sich um eine Optimierung und Reformierung, d.h. vor allem Flexibilisierung der Kriegsführung. Darüber hinaus muß man gewisse reglementierende Strukturen von Defensiv- und Offensivmechanismen, wie sie seit Urzeiten nicht nur der Menschheit, sondern auch der Tierwelt immer wieder ein Überleben ermöglichte, natürlich auch bei den Iberern voraussetzen. Die besonders mit den Punischen Kriegen einsetzenden schriftlichen Überlieferungen sprechen eher gegen Tendenzen zum hochorganisierten Formationskampf (vgl. P. F. STARY, Zur eisenzeitlichen Bewaffnung und Kampfweise auf der Iberischen Halbinsel. *Madriider Forsch.* 18, 1994). Stärke und Wirkung der iberischen Kultur basierte auf ihrer Innovationsfähigkeit, vor allem auf einer kontinuierlichen Integration von Fremdimpulsen aus Mitteleuropa und dem Mittelmeer und der daraus folgenden Erneuerung elementarer Lebensbereiche. Auf militärischem Gebiet bedeutete dies eine allmähliche und kontinuierliche Umgestaltung des ursprünglich in orientalischen Traditionen wurzelnden Kampfeswesens, ohne jedoch grundlegende Prinzipien der Kriegsführung aufzugeben.

Unbehagen bereiten einige Aussagen zu gesellschaftspolitischen Themen, die zwar kurz, jedoch mit weitreichenden Konsequenzen besprochen werden. Obwohl die Beschäftigung mit diesem Fragenkomplex zweifellos ein dringliches Anliegen, ja, eine wichtige Herausforderung darstellt, werden hier zum Teil schwerwiegende wie folgenschwere Detailfragen behandelt, zu denen man – weil sich für ihre Klärung bisher noch keine klare, praktizierbare Methodik abzeichnet – nach gegenwärtigen Erkenntnissen durchaus unterschiedliche Vorstellungen und Ansichten favorisieren kann, die jedoch von Quesada etwas vorschnell gelöst werden.

Die Neubearbeitung (obwohl auch mit anderen Schwerpunkten und unter anderen Aspekten) der iberischen Bewaffnung erschien zunächst etwas befremdlich, zumal die Untersuchungen des Rez. (vgl. STARY a.a.O.) seit Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre auch der spanischen Fachwelt bekannt sind. Nicht, daß solche Parallelstudien unsinnig wären: Das Gegenteil ist häufig der Fall, wie sich immer wieder herausgestellt hat. Nur hätte man angesichts zahlreicher weiterer, brachliegender Forschungsdesiderate (neben den noch immer weitgehend fehlenden Materialvorlagen etwa Studien zu Typologie, Tracht, Technologie, figürlicher Kunst, Bestat-

tungssitten, Siedlungswesen etc.) vielleicht eine andere Themenwahl erwartet. Nach Veröffentlichung beider Studien zeigen sich in der Tat trotz teils unterschiedlicher Arbeitskonzepte und Zielsetzungen neben absehbaren Berührungspunkten immer wieder Überschneidungen, auch in den Schwächen, die vor allem in dem immer noch nicht hinreichend aufgearbeiteten und aufbereiteten Fundmaterial der iberischen Kulturlandschaft wie auch anderer Teile der Halbinsel begründet liegen. Es bleibt somit zu hoffen, daß vor einer weiteren Wiederaufnahme dieser Problematik solche grundsätzlichen Forschungsanliegen abgeklärt sein werden, um zu fundierteren Einsichten über Verlauf und Entwicklung des iberischen Kampfeswesens zu gelangen, als dies gegenwärtig möglich ist. Vielleicht vermag man dann den aus dem Titel von Quesada ableitbaren Anspruch auf möglichst ganzheitliche Betrachtungsweise eines Tages auch erfüllen. Noch müssen die hier vorgelegten Schlußfolgerungen hinter den Ankündigungen des Autors und den daraus folgenden Erwartungen des Lesers zurückbleiben. Bis dahin stellen die bisherigen Studien, von einigen eigentlich unnötigen Doppelungen abgesehen, in vielerlei Hinsicht nützliche, gegenseitige Ergänzungen dar.

D-22587 Hamburg
Strandtreppe 14a

Peter F. Stary

PETER ETTTEL, Gräberfelder der Hallstattzeit aus Oberfranken. Mit einem Beitrag von Gisela Grupe und Lucien Schlosser. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, Reihe A, Band 72. Verlag Michael Lassleben, Kallmünz / Opf. 1996. DEM 222, — (€ 113,51). ISBN 3-7847-5072-9. 319 Seiten mit 59 Abbildungen, 265 Tafeln und 13 Beilagen.

Im Gegensatz zu anderen Regionen Süddeutschlands, deren hallstattzeitliches Fundmaterial in den letzten Jahrzehnten in zusammenfassenden Studien aufgearbeitet und publiziert worden ist, war es um die Kenntnis der oberfränkischen Hallstattprovinz bislang relativ schlecht bestellt. Wollte man sich ein Bild von der kulturellen Entwicklung der früheisenzeitlichen Siedellandschaft an Obermain und Regnitz machen, so mußte man sich auf schlecht beobachtete und häufig an entlegenen Stellen publizierte Altfunde stützen. Durch die vorliegende Publikation, welche die überarbeitete Fassung der 1989 in München abgeschlossenen Dissertation des Verf. darstellt, wird diese Lücke nunmehr geschlossen.

Im Zentrum der Arbeit stehen rund 140 Bestattungen aus hallstattzeitlichen Gräberfeldern Oberfrankens, die B.-U. Abels in den siebziger und achtziger Jahren mit modernen Methoden aufgedeckt und sorgfältig dokumentiert hat. Sie bilden ein umfangreiches Quellenmaterial und erlauben „begründete Einsichten in die Bauart, die Aufstellungsweise der Gefäßbeigaben und die Zeitfolge anhand geschlossener Fundkomplexe“ (S. 9). Die heute teilweise nicht mehr vorhandenen Altfunde aus Grabungen des 19. Jahrhunderts fanden keinen Eingang in den Katalog, wurden aber – sofern zugänglich – in Listen erfaßt und in den Verbreitungskarten berücksichtigt.

Nicht nur der Titel, auch die Gestaltung, die ausführliche Würdigung und Beschreibung der Befunde sowie die Zielsetzung der Arbeit erinnern an die Studie von G. Kossack, die 26 Jahre zuvor in derselben Publikationsreihe erschienen ist und sich mit hallstattzeitlichen Gräbern im benachbarten Mainfranken beschäftigt (G. KOSSACK, Gräberfelder der Hallstattzeit an Main und fränkischer Saale. Materialh. Bayer. Vorgesch. 24 [Kallmünz / Opf. 1970]). Aufgrund